

# Merci

*Geschichten voller Dankbarkeit*

Ausgewählt von Martha Schoknecht

Diogenes

Mit einer Exklusivgeschichte von Emanuel Bergmann  
Covermotiv: Illustration von Farina Kuklinski, »Flowergirl\_1«  
Copyright © Farina Kuklinski

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im  
Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor

*Originalausgabe*

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2024

Diogenes Verlag AG Zürich

[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

150/24/36/1

ISBN 978 3 257 24770 1

## Inhalt

Johann Peter Hebel	<i>Dankbarkeit</i>	7
Doris Dörrie	<i>Das Dankbarkeits- tagebuch</i>	8
Ray Bradbury	<i>Der wunderbare Tod des Dudley Stone</i>	20
Italienisches Volksmärchen	<i>Der dankbare Tote</i>	40
Julio Cortázar	<i>Wahre Begebenheit</i>	47
Kristina Schilke	<i>Frosch oder Pinguin</i>	48
Friedrich Dürrenmatt	<i>Ein moderner Tell</i>	66
Noemi Somalvico	<i>Gottes erste Bitte</i>	68
Viktorija Tokarjewa	<i>Von unserem Fenster aus</i>	84
F. Scott Fitzgerald	<i>Danke für das Feuer</i>	126
Emanuel Bergmann	<i>Mahalo</i>	131
Louisa May Alcott	<i>Gute Nachbarschaft</i>	150
Paulo Coelho	<i>Krieger des Lichts</i>	180
	<i>Aus sich selbst heraus- treten</i>	181
Joseph Roth	<i>Stationschef Fallmerayer</i>	182
Thomas Meyer	<i>Anleitung zum Loslassen</i>	216



JOHANN PETER HEBEL

## Dankbarkeit

In der Seeschlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit zu kratzen, wo es ihn biss, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Tierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff.

Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, dass er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Tierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf, und setzte es wieder auf den Kopf. »Weil du mir das Leben gerettet hast«, sagte er, – »aber lass dich nicht zum zweiten Mal attrapieren, denn ich kenne dich nimmer.«

DORIS DÖRRIE

## Das Dankbarkeitstagebuch

**E**va war besonders. Ich erinnere mich genau, wie ich sie das erste Mal sah. Wir drehten einen Studentenfilm auf der Straße, ich war das sogenannte Scriptgirl – Scriptboys gab es nicht –, und aus einem Hauseingang trat lachend eine junge hübsche Frau in einem Petticoat, auf Stöckelschuhen. Das war so ungewöhnlich zu einer Zeit, als wir alle in Parkas und Jeans herumliefen, so umwerfend unkonventionell, dass ich mir diese Frau merkte.

Bis heute trägt sie enge, figurbetonte Kleider, ich meistens weite, vor allem auf Reisen, denn ich bin der Meinung, man sollte nicht unnötig Blicke auf sich ziehen. Eva will dagegen unbedingt Blicke auf sich ziehen, und sie hat die Gabe, charmant um Hilfe zu bitten, die sie auch fast immer bekommt, besonders von Männern. Ich dagegen bitte nie um Hilfe, eine Frage der Ehre.

Auf einer Reise durch Mexiko, als wir noch einigermaßen jung waren, gerieten wir in Streit, weil ich Eva in dieser Machoumgebung verbieten wollte, eine weit ausgeschnittene Bluse zu tragen, was sie natürlich dennoch tat. Als wir nachts durch dunkle Gassen in unsere Pension zurückgingen – ich hatte mir den Weg sorgfältig gemerkt und weiß ihn nach all diesen Jahren immer noch: am großen braunen Tor rechts, dann links, am Hibiskus wieder rechts –,

sprang ein kleiner Mann aus dem Gebüsch, überfiel Eva und fasste ihr in den Schritt. Mit dem Reflex eines Wachhundes stürzte ich mich auf ihn, vertrieb ihn mit Gebrüll und Schlägen, was angesichts seiner Statur nicht besonders schwierig war. Die Bluse war schuld am Überfall, davon war ich überzeugt.

Warum willst du hier unbedingt deine Weiblichkeit hervorkehren und den Mexikanern deinen Busen zeigen?, schrie ich Eva an.

Sagst du mir: selber schuld? Im Ernst?, brüllte sie zurück. Ich soll mich an den Sexismus anpassen und mich verkleiden?

Was nützt es dir denn, auf deinem Dekolleté zu bestehen, wenn es dich in Gefahr bringt? Wieso denkst du nicht darüber nach?

Du brauchst ja gar nicht drüber nachzudenken, schoss sie zurück. Du rennst ja sowieso immer nur in Schlotterklamotten rum!

Das stimmte. Seit Teenagerzeiten kleidete ich mich so, denn in den politischen Kreisen, in denen ich mich bewegte, galt es als unverzeihlich, traditionelle weibliche Rollen zu erfüllen, auch in der Kleidung. Das kam mir sehr gelegen, denn ich fühlte mich als Mädchen unwohl und war genderfluid, bevor es ein Wort dafür gab. Ich brauchte meinen BH nicht erst zu verbrennen, ich besaß gar keinen, weil er keine Funktion zu erfüllen gehabt hätte. Ich betete heimlich zu Gott, er möge mir Brüste wachsen lassen, aber er erhörte mich lange nicht. Meine Haare trug ich zottelig, die Jeans zwar hauteng, meinen Oberkörper jedoch verhüllte ich mit langen Hemden, Pullovern und Parkas. Ich war schlank

und hatte später durchaus eine »gute Figur«, aber es wäre mir peinlich gewesen, auf sie angesprochen zu werden. Jede Form von ausgestellter Weiblichkeit war mir suspekt, denn sie bedeutete, dass man auf sie zurückgreifen musste, weil man sonst nicht ans Ziel kam. Ich schämte mich fast für die inszenierte Weiblichkeit von Frauen wie Marilyn Monroe, die nichts mit ihnen selbst zu tun hatte, sondern nur für den männlichen Blick gedacht zu sein schien. Und dennoch kann ich nicht beschwören, dass ich ganz ohne Kalkül in Hotpants zur Aufnahmeprüfung an der Filmhochschule erschienen bin.

In dem Haus gegenüber geht das Licht an, der Mann ist von hinten zu sehen, nach kurzer Zeit macht er wieder diese abgehackten, rhythmischen Bewegungen, die gewalttätig wirken.

Ich bin mir fast sicher, dass jemand geschlagen wird. Nie kann ich jedoch eine zweite Person ausmachen. Vielleicht befindet sie sich im nicht einsehbaren Teil des Zimmers. Die Bewegungen des Mannes werden immer schneller und ruckartiger, als steigere er sich in etwas hinein. Ich halte mein Handy auf das erleuchtete Fenster und versuche, es heranzuzoomen, aber es ist zu weit weg.

Wir wandern durch die Medina, Eva in einer engen weißen Bluse, ich in einem Herrenhemd. Nach einigen Um- und Irrwegen erreichen wir den *Djemaa el Fna*, was auf Arabisch so viel heißt wie »Versammlung der Toten«. Es ist eine erschöpfte Inszenierung all dessen, was der Tourist so erwartet. Ein trauriges weißes Äffchen wird an einer Leine

geführt, Kobras schlängeln sich träge zu piepsigen Flötenklängen, ausgelaugt wirkende Händler bieten sorgsam aufgeschichtete Früchte und Nüsse an, ein paar Berber stellen sich in ihren traditionellen Kostümen zur Schau, mittendrin ein paar maulige Touristen: Das sah doch in all den Dokus viel wilder, bunter, exotischer aus! Fast jeder Ort auf der Welt hinkt mittlerweile seiner eigenen bildgewaltigen BBC-Dokuserie hinterher. Nie mehr wird er so gut und perfekt ausgeleuchtet aussehen wie dort. Die Konsequenz wäre, denke ich auf dem müden Platz, das Reisen als Tourist gleich ganz aufzugeben und sich stattdessen zu Hause in den perfekt eingerichteten Höhlen eines *Cave Automatic Virtual Environment* an der Welt zu erfreuen. Unvorstellbar für mich zu diesem Zeitpunkt, dass ein Virus in knapp einem Jahr uns allen das Reisen abgewöhnen und uns in virtuelle Welten treiben wird. Aber noch ist es nicht so weit.

Wir wollen uns bereits wieder abwenden, da packt mich eine kleine Frau am Handgelenk und pinselt mir in Windeseile ein Hennamuster auf den Handrücken. Nein, rufe ich lachend und will ihr meine Hand entziehen, aber sie hält sie fest.

*Gratuit, gratuit*, umsonst, umsonst, ruft sie.

Ich weiß, dass hier nichts umsonst ist. *Non, merci*, sage ich freundlich. Doch sie lässt nicht los. Ich schwöre, es ist ganz umsonst, wiederholt sie. Ganz umsonst.

Das glaube ich nicht, erwidere ich, immer noch lachend. Bitte lassen Sie mich gehen.

Aber sie lässt nicht locker, zerrt mich unter einen Sonnenschirm und bemalt nun auch meine Handinnenfläche.

Ich werde ungehalten, ich will nicht gegen meinen Willen verziert werden, ich möchte mich entscheiden dürfen. *Non*, sage ich jetzt streng, *je ne veux pas!* Sie blickt mich kühl an, mein Handgelenk fest in ihrer Hand wie in einem Schraubstock.

Eva steht neben mir, zuckt die Achseln, aber da macht eine andere Frau Jagd auf sie, um sie ebenfalls zu bemalen.

Eva läuft lachend davon, ich sitze fest, bekomme meine Hand immer noch nicht zurück. Ein Preis wird genannt, den ich nicht verstehe, 200 Dirham, 2000? Ich kann die Währung noch nicht umrechnen, habe keine Ahnung, was von mir verlangt wird. Ich schreie jetzt, sie soll mich loslassen. *Merde!* Das ist das einzige französische Schimpfwort, das mir einfällt.

Sie lässt meine Hand einfach fallen, wirft sie von sich wie ein Stück Abfall, spuckt vor mir aus.

Ich fühle mich als doofe, geizige Touristin vorgeführt, krame ein paar Dirham aus der Tasche, will sie ihr geben, aber sie schlägt die Arme unter, schaut mich nicht mehr an. Es ist ein Spiel, ich verstehe. Mit dem Geld in der offenen, bemalten Hand stelle ich mich vor sie wie vor ein Pferd mit einem Stück Zucker. Sie schnaubt, dreht mir den Rücken zu. Ich bleibe stehen, warte. Es dauert, bis sie mit einer einzigen blitzschnellen Geste das Geld von meiner Hand fegt und rasch davongeht. Ich habe das Gefühl, gewonnen zu haben, was idiotisch ist.

Ist doch hübsch, sagt Eva und inspiziert meine Hand. Ein feines rotes Muster überzieht sie wie ein Spitzenhandschuh und lässt sie mir ganz fremd, aber auch seltsam schön erscheinen. Fast stolz trage ich sie nun mit mir herum,

meine Hand gehört in meinem ständigen Bestreben, mich dem fremden Land anzuverwandeln, nicht mehr ganz mir, sondern hierher, und ich mit ihr.

Bereitwillig lassen wir uns im Souk in einen Wirbel von Klischees fallen. Es ist stickig, laut und voll, überall stehen Männer vor ihren Läden, mustern uns, rufen und winken uns herein, locken uns mit billigen Angeboten. Wir erwidern ihre Blicke nicht, bleiben kaum stehen, denn sonst sind wir sogleich gefangen wie fette Fliegen im Spinnennetz. Von Teenagerbeinen an haben wir gelernt, keinen Mann zu lange anzuschauen, denn er könnte es falsch verstehen. Er könnte es für eine Ermunterung oder gar Einladung halten, eine Aufforderung, über uns herzufallen. Der Mann muss ständig interpretiert und gelesen werden, um nicht in Gefahr zu geraten. Wir sind es so gewohnt, taxiert zu werden, dass selbst unser Alter und unser rapide gesunkener Marktwert nichts an unserem Verhalten ändert. Aber wie alt sind wir? Meistens weiß ich es gar nicht, habe kein Gespür dafür, wie man mich wahrnimmt. Eva ist für mich unverändert, und in ihrer Gesellschaft bin ich es auch. Wir streifen durch den Lederbazar, den Wollbazar, den Schmuckbazar, den Teppichbazar, haben tausend verschiedene Wünsche pro Sekunde, probieren hundert verschiedene *babooshs* an, die traditionellen Lederschlappen, bis uns schwindlig wird. Alles wollen wir haben, alles ausprobieren, alles kaufen, und können uns nicht entscheiden. Dieses gemeinsame Konsumgewitter ist unser Ritual. Seit vielen Jahren verabreden wir uns ab und zu in der Stadt, durchstreifen die Läden und Kaufhäuser, probieren im Minutentakt verschiedene Klamotten an, bis wir Muskel-

kater in den Armen bekommen, wir benutzen die Läden als Bühne des immer gleichen Stücks: Wir könnten auch ganz jemand anderes sein.

Und so taumeln wir in Marrakesch in einen Laden mit klassischen Djellabas, die eigentlich für Männer gedacht sind. Der Besitzer winkt die beiden Damen dennoch freundlich herein, aus Erfahrung geht er davon aus, dass sie schnell wieder verschwinden, nachdem sie alles angegrabbelt und ohne jeglichen Sachverstand befühlt haben, aber da fängt die eine, die kleine, an zu keuchen und sich zu krümmen, und im nächsten Augenblick liegt sie schon auf dem Steinfußboden, und die andere, die größere mit Haaren wie ein Kamelschopf, hält ihr die Handgelenke und redet auf sie ein.

Neugierig versammeln sich ein paar Männer um uns herum. Eva liegt ausgestreckt auf dem kühlen Boden, ich drücke Akupressurpunkte an ihren Handgelenken, was, wie ich mich schwach erinnere, gut sein soll bei allgemeiner Aufregung und Nervosität. Möglichst ruhig zähle ich vor mich hin, um ihren Atemrhythmus zu verlangsamen. Eva ist aschfahl und zittert wie unter Schüttelfrost. Mr. Rogers mit seinem beruhigenden Singsang taucht in meinen Gedanken auf, wo kommt er mit einem Mal her? Gleich darauf Szenen aus dem Roman *Himmel über der Wüste* von Paul Bowles. Ein junger Amerikaner wird krank in Marokko – oder war es Tunesien? Algerien? Er liegt in einer Hütte in der Wüste und stirbt, seine Freundin verliert darüber fast den Verstand, hilflos irrt sie umher und wird am Ende als sexuelles Objekt von einem Stammesfürsten zum nächsten weitergereicht. Die reisende Frau als Opfer ihrer Neugier.

Warum musste sie denn auch das Haus verlassen? In der Verfilmung von Bertolucci trägt Debra Winger in den letzten Szenen den tiefblauen Turban der Tuareg, ihr Gesicht ist kaum noch zu erkennen, ihre abendländische Identität hat sich aufgelöst und ist spurlos im Orient aufgegangen.

*It's a wonderful day in the neighborhood*, singt Mr. Rogers, und ich zähle immer weiter. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, einatmen, eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, ausatmen. Das längere Ausatmen beruhigt den Parasympathikus und damit die Herzfrequenz. Wo hab ich das jetzt wieder her?

Der Besitzer des Ladens hat die Glotzer verscheucht und süßen Minztee bringen lassen, den ich Eva in kleinen Schlucken einflöße, aber immer noch zittert und japst sie und kann nicht aufstehen. Der Besitzer sieht uns gleichmütig zu, als sei das alles nichts Neues oder gar Besonderes. Seine Ruhe beruhigt mich, und ich beruhige Eva, und am Ende sind wir alle ein wenig beruhigt. Schließlich erhebt sich Eva, diagnostiziert eine Panikattacke, und während sie sich auf einen eilig herbeigebrachten Stuhl hievt, kaufe ich aus schlechtem Gewissen, weil wir das Geschäft schon seit geraumer Zeit lahmgelegt haben, eine tieflila Djellaba aus schwerer Wolle, die ich wahrscheinlich nie tragen werde.

Wir fallen aus dem Laden zurück in den quirligen, lärmenden Souk, mit meiner Strickmustererinnerung führe ich uns fast bis zurück zum Hotel, da überfällt uns der Hunger, und kurz vor Sonnenuntergang landen wir auf der Dachterrasse eines Restaurants. Wie über eine zweite, helle, ganz andere Stadt blickt man über die flachen Dächer, zwischen denen wie Ausrufezeichen Minarette stehen. Die

letzten Sonnenstrahlen färben sie rosarot, Schwalben stieben durch die Luft, Mauersegler kreischen in hohen Tönen, alles ist mit einem Mal leicht und wunderbar.

Eva lächelt, man bringt uns Campari, das generelle Alkoholverbot ist anscheinend kein Problem. Wie in einem Nest hocken hier hoch oben nur Touristen, kein Marokkaner weit und breit außer den Kellnern.

Auf der Karte findet sich nicht ein einziges vegetarisches Gericht, ich erwarte, dass Eva deshalb nichts essen wird, aber sie bestellt Tajine mit Huhn und Datteln wie ich. Wie viele Diskussionen wir auf unseren Reisen über Essen geführt und wie oft wir uns gestritten haben, weil ich der Überzeugung bin, dass man im Ausland gefälligst isst, was auf den Tisch kommt, und keine Sonderwünsche anmeldet. Besonders erboste mich, wenn ich auch noch Evas Wünsche übersetzen sollte.

In Wahrheit bin ich oft zu schüchtern, um Änderungswünsche zu äußern. Ich möchte nicht auffallen, mir nicht Zorn und Ablehnung von Kellnern zuziehen, als ewig meckrige Deutsche dastehen. Immer wieder bin ich erstaunt, dass Eva zumeist auf freundliches Verständnis stößt. Sonderwünsche bedeuteten in meiner Kindheit, dass man *unbedingt eine Extrawurst braten wollte* oder *aus der Reihe tanzte* oder *nicht mitspielen wollte*. *Egoistisch war*. Die Familie hatte als Einheit zu funktionieren gegen den Rest der Welt.

Ich führe jetzt ein Dankbarkeitstagebuch, sagt Eva mit geschlossenen Augen in den Sonnenuntergang.

Ah ja, murmele ich. Ist ja gerade mächtig angesagt.

Würde ich dir auch empfehlen, sagt sie.

Hältst du mich für undankbar?

Ich glaube, du vergisst oft, wie privilegiert du bist.

Bist du doch auch.

Ja, und ich vergesse es auch ständig, denn mir fallen nur noch Dinge ein, die furchtbar sein werden. Ich werde alt und krank und ganz allein sein, denn alle werden vor mir sterben.

Ich nicht, sage ich. Ich werde diejenige sein, die alt und allein übrig bleiben wird.

Ich muss lernen, anders zu denken, sagt Eva. Es verändert etwas im Gehirn, wenn man regelmäßig die positiven Dinge aufzählt statt die negativen. Die alte Route, die sich im Gehirn durch ständige Negativität eingegraben hat, ist der einfachste Weg, den die Gedanken gehen können, wie eine Art Autobahn. Tausendmal negativ gedacht führt dazu, dass der tausendunderste Gedanke mit ziemlicher Sicherheit auch negativ sein wird, außer man lenkt ihn bewusst um, indem man Momente der Dankbarkeit auflistet.

Dafür gibt es eine App, sage ich.

Bestimmt.

Nein, hier, ich habe sie sogar auf dem Handy.

Ich zeige Eva die App.

Und benutzt du sie?

Ja, schau: 26. Januar: Nettes Treffen mit Eva. Habe richtig gute Ramen gekocht. Mit X gestritten und wieder vertragen. Keine Erkältung. Keine schlechten Nachrichten.

Nettes Treffen mit mir?, mault Eva. Was soll das denn heißen?

Nett ist ein kürzeres Wort als schön. Man kann es schneller schreiben.

Am 26. Januar?, sagt Eva. Ich kann mich gar nicht erinnern. Und nach dem 26. 1. gibt es keinen einzigen Eintrag mehr von dir.

Ich habe mich gelangweilt, sage ich, mit all der Dankbarkeit. Die schönen Momente sind langweilig, wenn man sie aufschreibt. Hier noch eine Kostprobe: 4. Dezember: Warme Wohnung. Warmes Wasser. Gut geschlafen. Zeitung gelesen im Bett. Telefonat mit Mutter. Telefonat mit Kind. Avocado-Toast.

Du hast recht. Eva lacht. Das ist sehr langweilig. Aber es geht ja nicht um besonders tolle Momente, sondern darum, das Gehirn an Dankbarkeit zu gewöhnen, damit es mit der Zeit einen anderen Weg einschlägt.

Und? Macht es deins schon?

Nein, sagt sie, aber ich übe. Ich will keine alte, böse Frau werden, die ständig vor sich hin meckert und immer nur das vermisst, was nicht mehr zu haben ist.

Aber ich will auch nicht dauernd dankbar sein müssen. Das ist mir zu weichgespült, zu nett, zu schlapp irgendwie.

Schlapp? Es kostet mich ziemliche Kraft, dankbar zu sein, sagt Eva, denn wenn ich mich beobachte, fluche ich in Gedanken ständig vor mich hin, werte ab, beurteile, bin gemein und garstig. Und ich glaube, das geschieht aus Angst.

Angst wovor?

Nicht mehr dazuzugehören, nicht mehr mitzuspielen, nicht mehr dabei zu sein. Also mache ich alles nieder, um den Verlust nicht spüren zu müssen.

Aber der Verlust ist doch die Wahrheit. Man kann doch nicht für alles ständig dankbar sein!

Nein, sagt sie leise, nicht für alles, aber in jedem Moment.

Ich lache, möchte nicht ernst werden. Die schlimmen Geschichten sind meist die besseren. Der schlimmste Ferientag immer interessanter als der schönste Ferientag.

Aber es geht doch nicht um Geschichten!

Doch. Die Dinge in Geschichten verwandeln zu können nimmt ihnen die Macht über uns. Wie du heute im Djellaba-Laden umgefallen bist, ist eine gute Geschichte.

Wehe, wenn du daraus eine Geschichte machst, sagt Eva.

Sie ist bereits eine, weil sie vorbei ist.

Ich hoffe, sagt sie leise.

Ich nehme ihre Hand. Kommt nicht wieder. Und wenn, dann kipp bitte das nächste Mal in einem interessanteren Laden um.

Sie lacht ein bisschen. Die lila Djellaba ist doch ganz hübsch.

Ich schreib's in meine App, sage ich. Dankbar für die Djellaba.